

Papst Johannes Paul II. in Polen 1979: Stabilste Kraft im krisengeschüttelten Land

war, auch Menschenfleisch vorgesetzt bekommen habe, wurde behauptet, aber nicht belegt. Tatsache jedoch ist, daß Präsident Valéry Giscard d'Estaing „Frankreichs bestem Freund in Afrika“ (Giscard über Bokassa) herzlich zusetzen war.

Frankreich hat das mörderische Regime im Herzen Afrikas jahrelang mit großzügigen Apanagen am Leben gehalten. Schützling Bokassa revanchierte sich mit pompösen Elefantenjagden für das Ehepaar Giscard und diamantenen Angebinden, die nach Paris gingen.

Der Elysée-Palast war auch nicht kleinlich, als sich der „King of Kongs“ (so der „Quotidien de Paris“) im Dezember 1977 selbst zum Kaiser krönte.

Für das Kaiserfest im Bokassa-Sportpalast an der Bokassa-Avenue gegenüber der Bokassa-Universität von Bangui lieferten die Franzosen die wichtigsten Requisiten: 5100 Gala-Uniformen, 35 Paradeperle, hundert Tonnen Feuerwerkskörper, ein Flugzeug voll Blumen, anderthalb Tonnen Orden für Gäste und Günstlinge und die mit 5000 Diamanten besetzte Krone.

Bokassa und sein Pariser Gönner garierten über die Jahre zwar mehrfach hart aneinander, aber die Versöhnung folgte stets auf dem Fuß. Zum Ende der vorletzten zentralafrikanisch-französischen Krise, so zählte „Paris Match“, tauschten die zwei Staatschefs genau 44 Küsse aus.

Nach der letzten Krise blieb Bokassa ungeküßt. Als er im April eine Schülerdemonstration mit Knüppeln und Bajonetten niedermachen ließ und selbst

mehreren Kindern mit einer Pistole den Todesschuß gab, ließen die Franzosen ihn fallen.

Den Kaiser im Exil ficht das Todesurteil, das kurz vor dem Jahreswechsel gegen ihn erging, nicht sonderlich an. Er fühlte sich bei seinem Schutzherrn Félix Houphouët-Boigny, dem Präsidenten der stramm frankophilen Elfenbeinküste, in guter Obhut.

Allein, Houphouët hat schwer zu tragen an seiner Gastfreundschaft. Denn der erlauchte Asylant droht mit telephonischen Enthüllungen über seinen ehemaligen Kollegen Giscard, das gute Verhältnis zwischen Paris und Abidjan aus dem Lot zu bringen.

Wenn Bokassa sein Mundwerk nicht zügle, ließ der sonst grenzenlos gütige Houphouët unlängst durchblicken, werde er ihn an Bangui ausliefern.

POLEN

Dauerhafter Dialog

Moskau versucht, die Lage in Polen mit Hilfe des Papstes zu konsolidieren – die polnische Kirche spielt bei der „Erneuerung“ jetzt die Schlüsselrolle.

Stalins spöttische Frage: „Wie viele Divisionen hat denn der Papst?“, angeblich in einem Gespräch mit Churchill über Polen auf der Konferenz in Teheran 1943 gestellt, scheint eine späte und überraschende Antwort zu finden.

Jedenfalls nach Meinung von Stalins Amtsnachfolger Breschnew hat der Papst so viel Macht in Polen, daß die um den Bestand des Sozialismus besorgte Kremelführung vorerst auf den Einsatz ihrer eigenen Divisionen verzichten konnte.

Schon seit Anfang September vorigen Jahres gab es geheime Kontakte zwischen der Sowjet-Führung und dem Vatikan, um Mittel und Wege zu finden, den für beide Seiten ungelegenen Aufruhr in Polen einzudämmen.

Erster Moskauer Emissär in Rom war ein „führender Mann aus der Auslandsabteilung der KPdSU“, der sich im September mit dem Ostpolitiker des Vatikans und Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli traf, offiziell um die beiderseitigen Standpunkte zu der damals bevorstehenden KSZE-Folgekonferenz in Madrid auszutauschen.

In Wahrheit, so ein Insider, sei es bei dem geheimgehaltenen Gespräch hauptsächlich um die Lage in Polen gegangen, und Casaroli habe dem Mann aus Moskau versichert, Papst Wojtyła und der Vatikan würden sich bemühen, „Unheil von den Polen abzuwenden“.

Diese Zusicherung war der Moskauer Führung auf Dauer offensichtlich zu vage. Anfang Dezember, gleich nach dem Ost-Gipfel in Moskau, reiste erneut ein Unterhändler nach Rom, diesmal von weitaus stärkerem politischen Kaliber: Wadim Sagladin, 53, Erster Vize-Chef der Internationalen Abteilung des ZK der KPdSU und erfahrener sowjetischer Sonderbeauftragter für heikle Missionen im Westen. Offiziell traf sich der Troubleshooter in der hei-

Ben Krisenwoche mit führenden Genossen der KP Italiens, darunter auch KP-Chef Enrico Berlinguer. Am Rande dieses roten Familientreffens nahm der Moskau-Gast aber auch Verbindungen mit der Kurie auf.

Die Turiner Zeitung „La Stampa“ urteilte über das ungewöhnliche Zwiegespräch, Sagladi habe dem Vatikan zugesagt, die sowjetische Regierung werde von der Möglichkeit einer Invasion Abstand nehmen, wenn die Kirche mithilfe, „das starke Engagement der polnischen Streikenden einzudämmen“.

Offiziell bestätigen mochte der Vatikan die Sagladi-Beichte nicht, aber auch nicht dementieren. Nur Gerüchte, die sowohl in Rom als auch in Polen umliefen, wonach der Moskauer in Geheimaudienz auch von Papst Johannes

Blutbad an der Ostseeküste und kritisierte als Ursache die „schlecht durchdachte Wirtschaftsplanung“ der bereits abgesetzten Parteiführung, die Schuld an den Unruhen aber müsse „bei uns allen“ gesucht werden.

Die Bereitschaft, mit Polens Staatsmacht in Krisenzeiten zu kollaborieren und sich stets unbesehen an die Seite der Fürsprecher von Ruhe und Ordnung zu stellen, hat sich für Polens Episkopat ausgezahlt: In keinem anderen kommunistischen Staat wurden so viele neue Gotteshäuser gebaut, bekam die Kirche so viele Mitspracherechte.

Überzeugten Katholiken ging die Annäherung der beiden gleich konservativen Ordnungskräfte mitunter zu weit. „Sie werden sehen, daß die Partei eines Tages auch Jesus Christus in ih-

Kardinal Wyszynski und Parteichef Gierek besprachen „noch offene Probleme in beiderseitigem Verständnis“ — so ein Pressesprecher des Kardinals im Juni 1980. Doch während es dem Kirchenfürsten um das Verbot des Schwangerschaftsabbruchs oder erhöhte Papierzuteilung für die Kirchenpresse ging, hatte das polnische Kirchenvolk ganz andere Sorgen.

So traf der Danziger Hafenstreik im August den polnischen Episkopat ebenso unvorbereitet wie die Parteiführung; der „dauerhafte Dialog“ wurde nun von frommen, aber eben auch nicht zu kirchenfrommen Arbeiterführern vom Typ Walesa geführt.

Wie wenig der Kardinalprimas den Ernst der Stunde begriff, machte er Ende August in seiner Predigt zu Ehren der Schwarzen Madonna von Tschenstochau deutlich, die, Zugeständnis der verstörten Parteiführung, erstmals vom polnischen Fernsehen übertragen wurde: „Ich bin der Ansicht, daß man manchmal nicht viel fordern sollte, Hauptsache in Polen kehrt Ordnung ein.“

Die Arbeiter auf der Danziger Leninwerft, die sich in ihren Forderungen vom Kardinal im Stich gelassen fühlten, räumten die besetzte Werft aber nicht, sondern malten unter das Bild der Schwarzen Madonna, das am verammelten Werfttor hing, den Kommentar: „Die Madonna streikt.“

Nur ein vom polnischen Episkopat am übernächsten Tag schleunigst in Umlauf gebrachtes Kommuniqué, das die Forderungen der Streikenden zu unveräußerlichen Rechten erklärte, konnte die allen Polen offensichtliche Panne ausbügeln: Erstmals hatten sich Polens gläubige Arbeiter dem Rat der Kirche entzogen und ihre eigene Strategie entworfen — sie führte zum Sieg.

Spätestens wenige Tage nach der enttäuschenden Tschenstochauer Kardinalrede, als Arbeiterführer Walesa der Partei den inzwischen schon historischen „Gesellschaftsvertrag“ abtrotzte und Parteichef Gierek sein Amt verlor, war auch der polnischen Kirchenführung klar, daß sie eine gefährliche Konkurrenz bekommen hatte: die Gewerkschaft „Solidarität“.

Wyszynskis Versuch, die neuen polnischen Nationalhelden zu vereinnahmen oder zumindest zu neutralisieren, scheiterte — ebenso wie die Versuche des neuen Parteichefs Kania, der den Streikführern hohe Ämter in der Staats- und Gewerkschaftsführung anbot, mißbrachten.

Der Kardinal empfing den Danziger Arbeiterführer Walesa Anfang September in Privataudienz und mutete ihm zu, Walesa solle die Führung der abgewirtschafteten Einheitsgewerkschaft übernehmen. Walesa lehnte ab: „Wir machen unsere eigene.“

Ende Oktober, in Polen wurde noch immer gestreikt und die „Solidarität“ kämpfte um die ihr zugesagte staatliche



Gewerkschafter Walesa, Kardinal Wyszynski (2. v. r.): „Hauptsache Ordnung“

Paul II. empfangen worden sei, wiesen die Vatikansprecher als „falsch“ zurück.

Was immer auch die Kurie verschweigen will, die jüngsten Entwicklungen in Polen sprechen dafür, daß die katholische Kirche als zur Zeit stabilste Kraft in dem krisengeschüttelten Land die führende Rolle im Krisenmanagement übernommen hat — und das mit sowjetischer Billigung.

Ganz neu ist der fromme Versuch, das gefährdete Vaterland vor Schlimmerem zu bewahren, für die Kirche in Polen nicht. Schon dreimal, bei den Arbeiteraufständen in den Jahren 1956, 1970 und 1976, war Polens Kirche, allen voran Kardinalprimas Wyszynski, auffallend darum bemüht, die Wogen der Empörung wieder zu glätten und Polens Staatsmacht, also die polnische KP, vor allzu heftigem Aufbegehren des Volkes in Schutz zu nehmen.

In seiner Weihnachtsmesse 1970 beklagte Kardinal Wyszynski zwar das

ren Reihen aufnimmt“, schrieb der polnische Aphoristiker Stanislaw Jerzy Lec wenige Wochen vor seinem Tod in einem Brief an den katholischen Schriftsteller Stefan Kisielewski.

Den Eindruck mußte man endgültig gewinnen, als der überraschend zum neuen Papst gewählte ehemalige Krakauer Kardinal Wojtyla im Juni 1979 in einem von der Kirche organisierten und von der Partei sanktionierten Jubelzug durch Polen zog.

Der Papst aus Polen, der in seiner Krakauer Zeit öfter für eine härtere Gangart gegenüber den Kommunisten eingetreten war, gab nun neue Richtlinien des Vatikans für den Umgang mit der schon damals schwer angeschlagenen Parteiführung in Warschau bekannt. In einem Gespräch mit den polnischen Bischöfen empfahl er „die Normalisierung zwischen Staat und Kirche“, einen „dauerhaften Dialog“.

Anerkennung, bat Kania nach langer gemeinsamer Beratung den Kardinalprimas Wyszynski, beim Heiligen Vater in Rom zu intervenieren: Wojtyla solle seine Autorität dafür einsetzen, Walesas „Solidarität“ endlich zur Vernunft zu bringen.

Hektisch wurde die Aktivität von Episkopat und Partei in der Woche nach Ostblockgipfel und Sagladin-Mission. Die Stützen der Gesellschaft konnten schließlich auch Walesas Gewerkschaft von der drohenden Gefahr einer militärischen Intervention und der Notwendigkeit gemeinsamer Verantwortung überzeugen.

So standen die Feiern zum Gedenken an den Danziger Aufstand 1970 fest in der Regie dieser notgedrungenen Dreisamkeit, in der die Kirche das Sagen hatte. In Danzig empfingen nach der Totenmesse Arbeiterführer Walesa und Vizepremier Olszowski gemeinsam vom Krakauer Kardinal Macharski die heilige Kommunion.

Ob die Polen dem Appell ihrer Bischöfe „Die Liebe zum Vaterland bedeutet auch Ordnung und Verantwortungsgefühl“ auf die Dauer folgen werden, ist noch ungewiß. Warschau Kania und Moskaus Breschnew können frohlocken, mit Hilfe der Kirche ein wenig Zeit gewonnen zu haben.

Vor Arbeitern im petrochemischen Werk in Plock, wo Kania selbst zur Betriebsparteigruppe gehört, lobte der Parteichef die Kirche als stabilisierende Kraft, und das Parteiorgan „Trybuna ludu“ druckte Auszüge aus der Danziger Predigt von Kardinal Macharski.

Erstmals wurde in Polen am Heiligen Abend die Christmette im Rundfunk übertragen, aus der Krakauer Schloßkirche auf dem Wawel. Lohn der Angst für die noch einmal Davongekommenen?

Die Kirche jedenfalls scheint entschlossen, ihre offensichtlich auch von Moskau abgesegnete Schlüsselrolle so schnell nicht wieder abzugeben. Die polnischen Bischöfe haben versprochen, „in jeder Messe künftig für das Vaterland zu beten“.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag besprach sich Sowjetchef Breschnew in Moskau mit Polens Außenminister Czyrek. Wieder in Warschau, sprach Czyrek mit Gewerkschafter Walesa — über dessen nächsten Gesprächspartner: Kommende Woche fährt der nach Rom, um mit dem Papst zu reden.

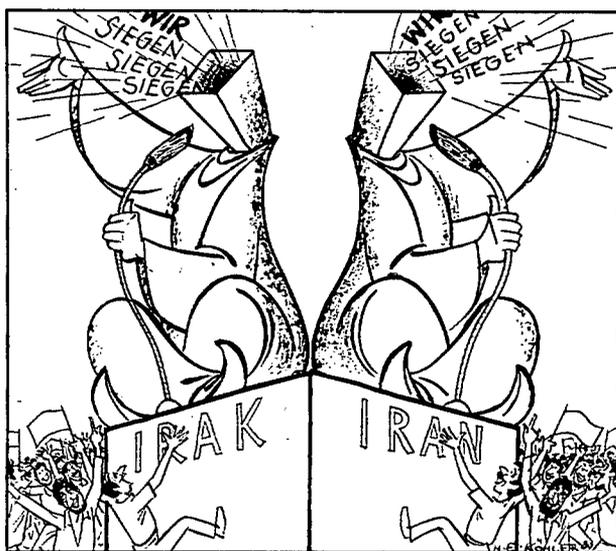
IRAN

Senkrecht zur Hölle

Radio Teheran führt einen mythenreichen Propagandakrieg mit dem Irak — Stoff für blumige Erzählungen in den Basaren.

Über die Asphalt-Avenuen des Golf-Staates Bahrein rollt nur gelegentlich ein Straßenkreuzer, die klinisch sauberen Supermärkte und der Basar von Manama sind geschlossen, und auch im Hafen geht nichts mehr: Anstatt italienische Kühlschränke und Farbfernseher made in Japan zu verstauben, sind die Besatzungen der Küstensegler zum Mokka in die Kaffeehäuser eingekehrt.

Wortreich wiederholen dort die Gäste in der Mittagshitze, was Radio Te-



Frankfurter Allgemeine Zeitung

heran täglich für die arabischen Anrainer am Golf zusammenstellt: ein mythenreiches Propaganda-Potpourri vom Krieg mit dem Irak.

Zugeschnitten sind die Sendungen auf Hörer, die zur schiitischen Glaubensrichtung zählen — erzfromme Menschen mit einem Faible für den Ajatollah Ruhollah Chomeini, wie sie beispielsweise in den Lehmhütten des ländlichen Irak zu Hause sind. Aber auch die Schiiten in Bahrein, Kuwait und Abu Dhabi sowie jene, die auf saudischen Sandböden gen Mekka beten, gehören zur Zielgruppe der Frontbotschaften Teherans. Sie schildern aufwühlende Schlachten zwischen Gut und Böse, wobei die Mühen der Verteidiger im Äther so beschrieben werden: „Iranisches Märtyrerblut fließt, um die finsternen Kräfte eines ungläubigen Regimes fortzuspülen.“

Der Himmel vergilt solchen Einsatz. „Es war ein Wunder“, erzählt ein iranischer Phantom-Pilot den Hörern, „die Vorsehung will, daß unsere Ma-

schinen nicht Opfer atheistischer Raketen werden.“

Was war geschehen? „Mehrere Sam-Geschosse“, von Irakern auf ihn abgefeuert, seien „miteinander im Flug kollidiert“, anstatt seinen Düsenjäger zu zerfetzen, überliefert der angebliche Phantom-Mann.

Seine Hörer glauben es. Denn Mythen, Religiosität und Schwärmerei, die sich in Arabien seit je zum Märchenstoff verdichten, wirken an den Öl- und Wüstenküsten ungleich stärker als die dürren Kommunikés der Militärs.

Sogar die Erde schlägt sich in der Phantasie der Golf-Schützen auf die Seite der iranischen Verteidiger. Irakische MiGs, so erzählt ein Mokatrinker in Bahrein, seien an einem Berg zerschellt, der sich jählings an der Grenze zum Iran emporgebuckelt habe. Kein Ziel im Landesinneren sei laut Radio Teheran an diesem Tag mit Bomben aus der Luft belegt worden.

Panzer des „ungläubigen Irak-Herrschers Saddam Hussein“, weiß ein anderer Radiohörer, würden „senkrecht in die Hölle stürzen“ — verschlungen von Spalten, die sich plötzlich vor den Ungetümen in der iranischen Erdkruste öffnen würden.

Anders als die leichtgläubigen Basar-Besucher pflegt die gebildete Elite in den Golfstaaten machtpolitische Phantastereien. Im irakisch-iranischen Konflikt geschehe nichts, kommentiert „New York Times“-Korrespondent Youssef M. Ibrahim, „das nicht mit irgendeinem blumigen Komplott verbunden wird“.

Die drei beliebtesten Verschwörungstheorien hat Ibrahim nach einem Fest in Kuwait aufgezählt, an dem Dissidenten der irakischen Baath-Partei, kuweitische Intellektuelle, aber auch Palästinenser teilgenommen hatten.

Die erste Verschwörung: Die USA seien es gewesen, die den irakischen Präsidenten Saddam Hussein als neuen Gendarmen für die Ölländer am Golf gewählt hätten. Der Iraker werde nach dem Krieg mit dem Iran sein Verhältnis mit den Sowjets schnöde beenden, um sodann zusammen mit dem Westen einen Pakt zu schließen.

Befremdlich klingt die zweite Spekulation. Sie besagt, daß Amerikaner und Russen sich insgeheim geeinigt hätten, die Region am Golf unter sich aufzuteilen — freilich erst, nachdem der Irak und der Iran ausgeblutet seien.

Im Mittelpunkt der dritten, bizarrsten Version steht der Ajatollah Chomeini. Ihn hätten die Amerikaner nach dem Sturz des Schah aufgebaut, um die anderen Golfstaaten ständig mit einem Revolutions-Import zu schrecken. Um so gefügiger sollten sie sich an der Seite Washingtons festklammern. „Wir alle wissen“, zitiert Ibrahim einen Gesprächspartner, „daß Chomeini ein Mann Carters ist.“